Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 6 (1911-1912)

Heft: 3

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Sans Brühlmann. † Sans Brühlmann ist dahin. Wenige wird diese Nachricht berühren. Denn ein unerbittliches Geschick raffte diesen Künstler hinweg, ehe er sich allgemeine Anerkennung oder gar Berühmtheit holen fonnte, ehe es ihm auch nur vergönnt war, in der Entwicklung seines Schaffens eine Ruhepause zu finden, geschweige denn sein Werk zu einer gewissen Vollendung zu bringen. Ein Freund sprach bei seiner Einäscherung die Worte Athenes zu dem frühem Tode ge= weihten Achilles: "... Wer jung die Erde verlassen — Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias — Ewig erscheint er jung den Rünftigen, ewig ersehnet". Und Jugend, unbefriedigte und unermüdliche, su= chende, strebende Jugend ist das Wesen des Werkes, das der zu früh Dahingegangene hinterläßt.

Man darf den guten Stuttgartern feinen Vorwurf daraus machen, wenn sie mit banausenhaftem Grinsen sich vor die Werke des jungen Schweizers stellten, der sich in der schwäbischen Residenz niedergelassen hatte. Brühlmann wußte auch gang genau, daß er nicht den breiten Weg zum Erfolg wandelte, wußte, daß dieses Schicksal jedem beschieden ist, der seine Entwicklung nicht bei den Borbildern beschließt und dadurch in der Entwidlung der Runft selber sein Teil bei= zutragen hat. Was ihn nach Stuttgart zog. war die Persönlichkeit des Grafen Kalkreuth, was ihn dort festhielt, war dessen Nachfolger, Adolf Sölzel. Diese beiden Männer sind es, die aus Stuttgart eine Runftstadt von Bedeutung gemacht haben. So verschieden auch ihre Ausdrucksformen sind, mancherlei haben die beiden gemeinsam: ihre unverwüstliche Jugend und ihren Entwidlungsdrang, ihr Berftandnis für alles Neue von Bedeutung, auch wenn es jenseits der Grenzpfähle gefunden wird, ihr fünstlerisches Programm, das sich nicht in einseitigen Einzelheiten erschöpft, sondern das die Malerei aus einer Epoche der Studie und technischen Birtuosität in ein Zeit= alter der Bildwirkung hinüberzuführen bestrebt ist. Saller und Sofer sind Schüler Kalfreuths, und die Pfullinger Sallen wurden von Schülern Hölzels ausgemalt, unter benen Brühlmann als der begabteste galt. Kalfreuth und Hölzel waren es, die den Rünstler auf seinem Wege leiteten und, seine Begabung erkennend, ihn ermunterten, nicht davon abzugehen.

Brühlmann hat sich seinen Weg nicht leicht gemacht. Er war — tropdem vielleicht bisweilen der Schein dagegen sprach - ein Könner. Er hätte sich leicht aus den Bor= bildern Giotto, Cezanne, Marees und Sod= ler, die er alle mit Verständnis verarbeitet hat, einen Kompromißstil zusammenbrauen und damit viel Geld verdienen können. Aber er zog es vor, weiterzusuchen, weiterzustreben: er war nicht bloß Könner, sondern noch mehr Rünstler. So hingen in manchen Ausstellungen Stilleben von ihm, die auch der Philister wunderschön finden mußte, und Afte, die allgemein abstießen. Das eine schuf er so wenig, um der Menge zu gefallen, als das andere, um sie vor den Ropf zu stogen. Er folgte nur seinem inneren Drange und hatte den Blid nur nach vorwärts gerichtet, immer weiter, immer höher, unbefümmert um Erfolg oder Mißerfolg, nur sich selber vertrauend und treu bleibend.

In den Pfullinger Hallen ist Brühlmann mit zwei großen Fresken vertreten. Die Fischersche Erlöserkirche in Stuttgart ist mit seinen "Jüngern von Emmaus" geschmückt. Wenn auch die Kritik recht verschieden ausssiel, ja einige Federn es unternahmen, ihn totzustechen, so erkannte man doch aus diesen Werken, daß in dem jungen Maler eine besondere Begabung für die Monumentalsmalerei steckte, in der auch der aufgeblasenste Kunstphilister den großen Zug nicht hinwegsleugnen konnte. Und so wurde ihm bekanntslich ein Austrag ähnlicher Art für Zürich erteilt, den er nun leider nicht mehr aussühren konnte.

Doch blieb die Anerkennung vereinzelt. Nun ist dies ja das Schicksal eines jeden, der zu Söherem berufen ist, und das Ver= trauen auf die eigene Kraft hilft dem Berufenen, sich über die Beschränktheit der Mitwelt lächelnd hinwegzuseten. Alle Großen haben dieses Schicksal ja erfahren und ge= tragen. Was aber das Schidsal dieses früh Berftorbenen vor dem ähnlicher Suchernaturen - wie etwa Stauffer, Bern - unterscheidet, ist die Tragit, daß er fort mußte, bevor er sich noch selbst vollenden konnte. Ginem sol= chen Schicfal könnte man unversöhnlich grol= len, wenn man nicht wüßte, welche herr= lichen Freuden jedem Sucher gerade auf dem Wege der Entwicklung beschieden sind, und daß Brühlmann die Wonnen des Schaffens fast bis zu seinem Ende auskosten durfte.

Hans Brühlmanns Leichnam wurde ansfangs Oktober im Stuttgarter Arematorium eingeäschert. Sein Werk ist nicht sehr umsfangreich. Seine Persönlichkeit aber verdient es, unter uns lebendig zu bleiben. "Ewig erscheint er jung den Künstigen": So möge sein Bild allen jungen Künstlern vor Augen

schweben. In der Erinnerung an ihn sollen die schnell Befriedigten, die jungen Alten, die Weichen, die dem Publikum zulieb Verzäter an ihren Gaben wurden, erröten. Die Starken aber, die Sucher, die nimmer Zusfriedenen, die, denen das Leben Entwicklung und die Ruhe Tod ist: sie werden den unsbeugsamen, zielbewußten Hans Brühlmann nicht vergessen. Ihnen wird er als Borbild dienen, als Stütze in dem harten, leids aber auch freudvollen Kampse zu eigener Bollensdung.

Der Berein. Es muß wieder ein neuer gegründet werden. Bon tiefgefühltem Bedürfnis und auszufüllender Lüde wagt man zwar nicht mehr zu reden. Aber er wird gegründet.

Bunächst werden die Interessenten einberufen. Ein provisorischer Borstand wird Ein Statutenprojekt wird ausgearbeitet und vorgelegt. Dann wird ber Borstand definitiv, und die Statuten werden nach mehrstündiger Diskussion ange-Es werden Mitglieder gewon= nen und Jahresbeiträge erhoben. Es wer-Propagandavorträge gehalten den Drudsachen in Massen versandt. Es wer= den Kommissionen und Subkommissionen ernannt und Petitionen eingereicht. werden Gesetesprojette ausgearbeitet und nach endloser "Bereinigung" des Textes an die Behörden gesandt.

Nach einem Jahre wird die Generalsversammlung einberusen, der Jahresbericht abgenommen, die Reserate der Kommissionen angehört, die Protokolle verlesen, die Rechnung genehmigt, der Borstand neu gewählt, die Statuten in heißer Diskussion revidiert, neue Kommissionen bestellt, neue Werbezirkulare versandt, Ehrenmitglieder ernannt und ein Bankett abgehalten, das uns von den Mühen der Arbeit erholt.

Sehen wir die Rechnung näher an, fo

finden wir große Posten für Porto, Drudssachen, Reisespesen der Borstandssitzungen, Gehalt eines Sekretärs, Honorar für die Bortragenden und andere schöne Dinge. Es wurde sogar der Borschlag gemacht, auf Bereinskosten eine Fahne anzusertigen, eine Medaille herzuskellen und Mitgliederabzeischen auszugeben.

Das alles ist schön und gut, aber am Gang der Dinge ändert das alles gar nichts. Die Menschen, Tiere oder Gedansten, für oder gegen die man ins Feld zieht, gehen ihren Weg ungestört weiter und wissen nicht einmal, daß man sich um sie fümmert. Der ungeheure Auswand von Zeit und Geld steht zu dem Erstrebten und Erzreichten nicht im Berhältnis. Selbst da, wo wirklich gehandelt wird, geht es mit unglaublicher Langsamkeit vorwärts, und ein "Fall" erledigt sich meistens von selbst, ehe ein Berein ihn "an die Hand nehmen" kann.

Man wird manchmal gar zu skeptisch und sieht im Vereinsleben eine grausame Ironie, etwas ganz Widersinniges, Zwedloses und Lächerliches, ein findisches Spielgeug und einen Sport für unbeschäftigte Leute. Man wird an jene ersten elektrischen Kraftsernleitungen erinnert, die auf dem langen Wege 75 Prozent der gewonnenen Rraft durch "Reibung" verlieren. Soll man unter solchen Umständen noch weiterarbei= ten, beitreten und beitragen? Lohnt es sich zur Rettung Tausender mit Spieß und Steden truppweise auszuziehen und nach einem Jahr ichlieflich einen Geretteten heimzubringen? Wie gleichgültig sind doch oft diese Bereinsmitglieder! Sie zahlen, fte lesen wenig und kommen überhaupt nicht. Sie lassen ben Borftand machen und wissen oft selbst nicht, daß und warum sie dabei sind. Man lasse sich darüber von ent= husiastischen Jahresberichten nicht täuschen!

Wollen wir so weitermachen? Die Frage sei zur Diskussion gestellt. E. P.-L.

Die Wahrheit in der Dichtung. Man mag über den "Naturalismus" denken wie man will, man mag ihn schelten und schmäben nach Herzenslust: eins wird ihm gewiß nie= mand abstreiten können, daß nämlich die moderne Dichtkunst an Sachkenntnis und Wahr= heitsliebe gewonnen hat. Der Dramatiker unserer Tage oder die Berfasser längerer und fürzerer Erzählungen dürfen es nicht mehr wagen, über Dinge zu schreiben, von denen sie nicht das mindeste wissen, welche sie sich nur zusammenträumen. Sie fonnen es nicht, ohne befürchten zu müssen, ausgepfiffen und verlacht zu werden oder ihr Buch seelenruhig beiseite geworfen zu sehen. Das Auftreten der jüngsten Bilderstürmer hat unzweifelhaft die muffige Luft gereinigt; und es ist eine Rulturerrungenschaft ersten Ranges, daß der Naturalismus zur Wahrheit erzieht; benn Wahrheitsliebe ist nicht nur das erste und lette Erfordernis des Genies, wie Goethe meint, sondern auch des Talents.

Der große Dramatiker ichafft keinen seiner Charaftere aus der leeren Luft. überall gibt's Borbilder und wahrhafte Unterlagen. Alle Romane, alle Dichtwerke muffen sich auf dem aufbauen, was ihr Urheber von andern Men= schen und von sich selber weiß. Und seine Kenntnis anderer beruht doch eben nur auf einer genauen Kenntnis des eigenen Ich. Denn das ist die einzige vollkommene Er= kenntnis der menschlichen Natur, die ihm möglich und zugänglich ift. Er beobachtet, und seine Beobachtungen sind weiter nichts als die Wahrnehmung seelischer Vorgänge außerhalb des eigenen Ich. Für den Dichter ist nur die Beobachtung wertvoll, die er be= greift. Will er ihm Unbegreifliches schildern, so muß er notwendigerweise lügen. Er kann seine Beobachtungen mit den Vorgängen in der eigenen Seele verknüpfen und verbinden,

und auf Grund dieser Verbindung gelangt er zu einem Verständnis anderer. Seine Erfahrung muß seine Beobachtung unterstützen.

So mußte in Shakespeare selber ein Stüd Jago und Lear und Macheth und Hamlet steden, um diesen Gestalten seiner Muse Leben einzuhauchen, und Goethe war Werther und Faust und Tasso und Wilhelm Meister in eigener Person.

Diese Dichter sind in ihrem Leben Leuten begegnet, in denen diese Keime, die in ihnen nur schlummerten, voll entwickelt waren. Durch ihre Beobachtung, durch das Fortspinnen ihrer Gedankengänge war's ihnen möglich, sie zu schildern und dichterisch zu beleben. Kein Dichter kann Charaktere zeichnen, wenn er nicht selber einen Teil ihres Wesens besitzt, wie kein Schauspieler einen Charakter glaubwürdig zu gestalten vermag, wenn er nicht selber einen Wesensteil davon in der Brust trägt.

Es gibt Schriftsteller, welche sich einreben, die wahre Runst bestehe darin, aus nichts etwas zu schaffen, und Kenntnisse irgendswelcher Art seien hinderlich und störend. Sie vergessen, daß nirgends in der Natur etwas aus nichts entsteht, und daß sie, als Teil der Natur, noch viel weniger fähig sind, etwas aus nichts hervorzuzaubern. Wo immer sie's versucht haben, sind's Albernheiten und kindische Märchen gewesen, die nicht einmal den Namen Mißgeburt verdienen, weil's übershaupt nicht zur Geburt kam, denn dazu geshören Leben und sebensfähige Organe.

Der größte Phantast, Goethe, steht immer auf realem Boden, und er hat sich nie von ihm entfernt. Und fein Dichter irgendwelcher Zeiten besaß umfänglichere Kenntnisse, ein bedeutenderes Wissen als die Weimarische Erzellenz.

Im Gedicht tritt die innere Unwahrheit deutlicher heraus als sonstwo: ein Gedicht, das nicht wirklicher Leidenschaft, ehrlichem Gefühl und wahrer Empfindung entsprungen ist, scheint immer matt und fad. Es ist Reimsgeklingel, hohles Geschwätz, aber keine Poesie und keine Schöpfung.

Wenn beispielsweise Swift - um wieder von der Prosadichtung zu reden - die Unmöglichkeiten Liliputs bis in die Einzelheiten schildert, so gibt er darum nicht vor, über mehr und größere Kenntnisse zu ver= fügen, als er es wirklich kann. Es schafft lediglich eine fünstlerische Illusion. Und wo ein Dichter uns überredet, geschilderte Phan= tasie, ja unmögliche Vorgänge als wahr hin= zunehmen, feiert er von rechtswegen Triumphe. benn dann ist er ein Rünftler. Aber wer dreist irgend einen seelischen Vorgang beschreibt, von dem er keine Ahnung hat, schafft feine fünstlerische Illusion, sondern lügt grob und geradezu; und für alle, die ihn bei einer solchen Unwahrheit ertappen, hat sein Buch nicht mehr Wert, als eine reine, nachte Lüge, und er wird entweder verlacht oder verachtet.

Borspiegelung bedeutenden Wissens mag eine Zeitlang täuschend wirken können, besonders wenn sie in einem neuen und eigenartigen Stile vorgetragen wird. Aber auch der neueste Stil findet bald genug seine Nachahmer, und diese sind meist weniger geschickt, so daß der Schwindel bald aufgedect und offenbar wird. Man nehme ein beliebiges altes Buch zur Sand, und man wird Stellen darin finden, von denen wir heute nicht mehr begreifen können, wie es jemals möglich war, daß sie Leser und Gläubige fanden. Und doch ist die Geschichte gang einfach: es war ein neuer Stil darin. Die Unmöglichkeit mar so gut vorgetragen, daß sie nicht als solche wirkte und auffiel, und erst ihre Nachahmung durch minder fähige Schreiber machte sie deut= lich und legte das Verblüffende der Täuschung flar. Sie war altbaden und ledern gewor= den. Aber was ein Schriftsteller aus seiner eigenen, wahrhaften Erfahrung erzählt, das

fann nicht altbacken werden, weil es nicht nachgeahmt werden kann, weil nur er selber es besitzt. Der Dichter, der sich nicht lächerslich zu machen wünscht, wird nichts berichten, was er nicht wirklich weiß. Ist er sich darzüber klar, daß er nichts weiß, weil er nichts erlebt hat, so mag er sicher sein, daß er außerstande und völlig unsähig ist, jemals irgend ein brauchbares Buch zu schreiben — leider hapert's da, denn jeder bildet sich ein, Ersahrungen zu besitzen und etwas zu wissen.

Hier wie überall ist Maßhalten eins und alles. Man fann den Wert des Wissens ebensoleicht über= wie unterschätzen. diesen Fehler ist Zola verfallen. Er studierte zu besonderem Zwecke, um dies und das den Tatsächlichkeiten genau entsprechend zu schildern. Indessen blieb er der Sache innerlich fremd, und so mangelt seinen Büchern etwas: das eigene Erleben, wodurch eine Schilderung erst Kunft wird. Zola ist je nachdem ein Journalist oder ein Wissenschaftler. Er brüstet sich mit seinem Wissen, er ist ein Brok der Gelehrsamkeit, richtiger des Angelernten. Er hat nicht das Vermögen, es organisch zu ver= arbeiten, zu verschmelzen, unauffällig vorzu= tragen, wie es das Wesen der Kunst fordert. Für ihn war das Wissen Selbstzweck, nicht Mittel zum 3med. Dichtungen aber wollen erlebt sein, nicht konstruiert - eine Erkennt= nis, wogegen namentlich Sebbel gefehlt.

Bei der Beurteilung dessen, was wahr ist und was nicht, was wirkliches Wissen und was Täuschung, ist freilich immer Borssicht geboten; und Kritisieren ist stets ein heikles Geschäft. So wenig wie eine bloße naturgetreue Wiedergabe irgend eines Geschehnisses Kunst ist, sondern lediglich Journalistik, so wenig ist ein Buch als unwahr zu verdammen, nur weil es Unwahrscheinsliches erzählt. Unmöglichkeit und Unwahrscheinsliches erzählt. Unmöglichkeit und Unwahrscheinlichkeit sind zweierlei; den Unterschied genau und sicher sestzustellen, erfordert einen

fein geschulten Blid und einen gründlich und wohl gebildeten Berftand. Solange eine Dichtung nur Dinge enthält, die dem durchschnitt= lichen Begriffsvermögen unmöglich erscheinen, solange darf sie nicht als unwahr angesprochen werden. Denn der Fall ist häufig genug dagewesen, und es ist sattsam und männiglich bekannt: das Leben schafft oft tollere Berwidlungen, als die dichterische Phantasie erfinnen kann, und es ereignen sich Dinge in Rreisen, wo fein Mensch sie vermutet. Sie sind darum aber doch tatfächlich; und was geschieht und wo, das ist der dichterischen Behandlung wert. Das Wie entscheidet, nicht das Was. Und es wohnen im Dichter um so viel mehr verschiedene Naturen, um so viel mehr er sich über das Gros erhebt. Das gilt's zu bedenken. S. R. Jodijch

Bürcher Theater. Oper. Mehr Glüd als mit der Neueinstudierung der "Hugenotten" hatte die hiesige Theaterleitung, als sie Smetanas seit elf Jahren hier nicht mehr gegebene tomische Oper "Die verkaufte Braut" wieder ins Repertoire einfügte. Das war wieder einmal ein Abend für die Besucher, die wegen der Musik in die Oper gehen. Es ist ja nicht alles gleich bedeutend und originell in dieser böhmischen National= oper; aber es ist dafür auch nichts erkünstelt und blog mit dem Berftand gemacht. Unab= lässig strömt es aus dem Born frischer musi= talischer Erfindungsfraft. Nur die fomischen Partien muten etwas altmodisch und konventionell an, so trefflich sie an sich auch gemacht sind. Die derben volkstümlichen Tangnum= mern haben dagegen ihre volle Jugendfrische bewahrt, und die Inrischen Stücke, in denen hoffnungsloser Schmerz zum Ausdruck kommt, find von so unvergänglicher Schönheit, daß sich ihnen wenig an die Seite stellen läßt. Man könnte sagen, es zeige sich in ihnen das slawische Talent zur Schilderung absoluter Resignation. Der musikalische Gehalt der Oper ist so stark, daß er sogar die Schwächen des Textes verdecken kann. Die Schnurre, die dem Libretto zugrunde liegt, ist an sich ja nicht übel und geschickt für die Musik appretiert; aber der Scherz wird, wenigstens sür die ungeduldigen Zuschauer von heute, doch allzu behaglich ausgesponnen — drei Akte, wo einer genügt hätte. Immerhin, das Publikum nahm die "Verkauste Braut" sehr freundlich auf, und das Haus war ganz anders besetzt als damals, da man die "Hugenotten" aus ihrer Grust beschwor.

Die "Frühlingsluft", die Operette von Joseph Strauß und Reiterer, von der das letzte Mal die Rede war, scheint allen Be ürchtungen zum Trotz sogar für die Liebshaber moderner Operetten zu blöde zu sein. Sie hat sast ganz versagt, und die Theatersleitung hat schleunigst wieder auf die alte "Lustige Witwe" zurückgreisen müssen. So unzählige Male diese auch in den letzten Wintern gespielt wurde, so scheint sie doch immer noch mehr zu ziehen als jene gänzlich reizs und witzlose Novität. Das Publikum ist doch gelegentlich besserals sein Ruf! E.F.

- Schauspiel. Rach einigen Reuein= studierungen, von denen die Sauptmanniche Romödie "Rolleg'e Crampton" beson= ders erwähnt sei, spielte man am 20. Oftober im Stadttheater "Eine Tragitomödie aus der Bobeme in 5 Aften" von Otto Ernft, die mit dem driftlichen Sonntagsblattitel "Die Liebe höret nimmer auf", verseben ift. Man ichatt Otto Ernst als liebenswürdigen Plauderer, als rot= bädigen Sumoristen. In seinen Semper= Romanen bieten die Kindheitsbilder und Ausschnitte aus dem "gemütvollen Philiste= rium" gute fünstlerische Arbeit; auch in ber Anrik hat Otto Ernst Wertvolles geleistet. Seine knapp und schlagend hingesette Ballade "Nis Randers" ist u. a. ein kleines Meister= stück. Und in seinen drolligen Kindergeschich=

ten von der "Appelschnut" weiß er einen Ton anzuschlagen, den außer ihm gegenwärtig feiner trifft. Aber mit seiner Dramatit, die ihn schnell zum reichen Mann machte, ift das eine heikle Sache. Es ist wenig Erfreuliches darin, von dem ichlimmen "Flachsmann". "Bannermann", der "Gerechtigkeit" an bis zu der heutigen Tragifomödie. Die "Jugend von heute" ließ sich gut an. Einzig in der "Größten Günde", die alsbald zu einem nabeliegenden Wortwit Anlaß gab, probierte er, an ernsthafte Saiten zu rühren, aber auch da blieb er im Außerlichen hängen. Otto Ernst ist (er will auch nichts anderes sein!) ein Dramatiker für die Bedürfnisse des Theaters, beffer, oder vielmehr ichlimmer gefagt, ein bürgerlicher Praktikus buntscheckiger Theaterei nach dem sauersugen Geschmade seines Stammpublikums. Zwar begegnet Otto Ernst in seinem neuesten Werk den meisten Gin= würfen mit dem breiten Titel "Tragifomödie", und man wird zu seiner Entschuldigung sich entsinnen, was für einen italienischen Salat Gerhardt Hauptmann in seinen "Ratten" erst fürzlich dem Geschmade darbot, ohne daß er deshalb von den meisten Rezensenten fritisch gefreuzigt worden mare. Aber auch dann, wenn man auf die Gattung des Otto Ernstichen Werkes Rücksicht nimmt, bleibt genug, was den Genuß erschwert. Saupt= mann bietet in seinem Werk ein Problem mit den tiefsten menschlichen Wurzeln. Es gibt in seiner Bielfarbigkeit plastische Run= dung, schlagende Lebensähnlichkeit mit gerade= zu verblüffender Beobachtung. Auch das Motiv Otto Ernsts ist im menschlichen Sinne gut, dramatisch genommen, weniger. Handlung entspricht der Aufrollung eines Romans aus dem Leben. Das soll kein Bor= wurf sein. Die Tragifomödie bot nie ande= res, schon im achtzehnten Jahrhundert Frankreichs war es so.

Bur Orientierung über Ernsts Tragi=

tomödie sei der Inhalt kurz angegeben. Der Komponist Bruno Sonnenkamp feiert den Abend einer erfolgreichen Opernpremiere inmitten der Freunde, Rezensenten, Bewunderer. Musikverleger 2c. mit Sekt und Laune. Che man von der Tafel aufbricht, wird ihm eine junge Dame, Ruth von Bargen, vorge= stellt, die diesen Moment zitternd erharrte. (In dieser Schlußszene liegt die Exposition, alles Vorhergehende ist schwammige Konversation.) Zu Beginn des zweiten Aftes kommt Sonnenkamp mit Ruth von Bargen von der Trauung, und nun wird in den folgenden Aften gezeigt, wie der im Alkoholdusel da= hinlebende Künstler, der sich kaum zur Arbeit aufraffen kann, allmählich einem unstäten Trinkerleben anheimfällt. Otto Ernst möchte gern einen genialen Bohemien schildern, es gelingt ihm aber nur der Trinker. Es ist das ewige Dilemma. Der Geniale wird vom Weine dionysisch begeistert, der Philister wird allemal nur betrunken. In seine auf dem Brinzip absoluter Weitherzigkeit aufgebaute Ehe führt Sonnenkamp die ehemalige Geliebte ein, eine ziemlich eindeutige Person, und ein un= eheliches Kind, das Ruth von Bargen erzieht. Er fällt ferner in seine alten Gewohnheiten und Manieren zurück, so daß seine geduldige Frau, die von der Maitresse schließlich an die Wand gedrückt wurde, das Haus verläßt. Wie nun die Ratten ein sinkendes Schiff im Stiche lassen, so verläßt die Dirne Steffi Hochstraßer den herzkranken guten Bruno, der, als ein von den Arzten beinahe Aufgegebener, keine gute Zukunft verspricht. Die Liebe aber hört nimmer auf. Che ber Borhang über dem hülflos Verlassenen sich senkt, kommt Ruth von Bargen nach Hause und eilt in die Arme Bruno Sonnenkamps, weil sie, und Otto Ernst, so muß . . .

Nur bei einer einzigen Figur zeigt der Autor die Absicht; bei einer anderen nimmt er den Anlauf, eine deutliche Individualität zu geben: in der Figur der Ruth von Bargen, in der Partie der Steffi Hochstraßer. Die Welt der Bohème erscheint so, wie sie in Otto Ernst sich spiegelt. Bruno Sonnenkamp vermag nur von seiner Trinkfestigkeit zu überzeugen. Seine Größe liegt im Spiritus, statt im Spirituellen. Auch der Kometenschweif seines Ruhms zeigt keinen einzigen Bohemien, und gerade da hätte der Autor toftlich wirten tonnen. Statt beffen bietet er uns Attrappen, die eine einzige Redensart zwischen den Zähnen kauen. Im Dialog wurden einige Sentenzen hörbar, die mehr Geistreichigkeit als Geist verraten. Daß dem Sumoristen Otto Ernst gang hubsche Wite und "gute Bemertungen" gelingen, steht nicht in Frage. Unerträglich aber war es mir, wie nach all der bunten Maskerade der Autor "zart" wurde, als Ruth von Bargen heimkehrte, um dem herzkranken Alkoholiker das Geständnis ihrer Mutterschaft zu machen. Eine besondere Geschmadsache! Der gerührte Bruno säuselt dann, die gütige Frau in die Arme Schließend: "Ein reines Weib fann einen Heiland gebären". Bruno Sonnentamp als Vater eines Heilands — gespielt von Bruno Wünschmann.

Der Autor hatte dadurch einen schweren Stand, daß durch zwei Besetzungsfehler, wie sie schlimmer seit langem mir am Stadttheater nicht begegnet sind, sein Werk noch auf schwantere Füße gestellt murde. herr Wünschmann, der ein Meistercharakteristiker bei engumgren= zenden Linien ist, schwamm mit seiner Dar= stellung ganglich in die Breite. Dazu beherrschte er seine Partie häufig im Wortlaut nicht einmal und nahm deshalb öfters zu einem Stottern und zu Textwiederholungen seine Zuflucht, zu Sülfsmitteln, die nach= gerade eine Manier dieses talentvollen Künst= lers werden. Auch das Liebhabermoment fiel bei seiner Darstellung vollständig dahin. Weniger von äußerlichen Zufälligkeiten diktiert, schienen die Gründe zu sein, die Beranlassung gaben, die Rolle der Ruth von Bargen mit Fräulein Clara Lepère zu besetzen. Die ansehnliche junge Dame hat noch zu wenig menschliche Erfahrung, die Rolle einer derart Vielgeprüften verkörpern zu können. Ihre Empfindung bleibt noch in der Brust steden, und es fehlen ihr die technischen Mittel, sie nach außen zu verlegen.

Auf einen ganz anderen Ton gestimmt war Stud und Darstellung in der zweiaktigen Romödie "Die offenen Türen" von Ro= bert Faesi, einem jungen Gelehrten aus Bürich, der mit seinem dramatischen Erstling por dem Pfauentheaterpublikum erfolgreich debütierte. Sier sah man einen unserer Jüng= ften an der Arbeit, deffen Werklein fünst= lerische Absicht und Fasson verriet. Und ich will es gleich vorausnehmen: man freute sich, nicht nur deshalb, weil ein Zürcher am Wort war! Mit der deutlichen Absicht der Aner= fennung und Aufmunterung maß das aus= verkaufte Saus seinen Beifall berart zu, daß der Autor wohl ein halbes dukendmal sich zeigen konnte.

Leffing fagt im siebenundfünfzigsten Brief antiquarischen Inhalts: Wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so murde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit 3meifel bewundernd gegen den Meifter; abichredend und positiv gegen den Stumper, höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Rabalenmacher. Robert Kaefi ift fein Rabalenmacher, fein Prahler, fein Stumper und auch noch fein Meifter. Der Rahmen seiner fünstlerischen Betätigung ist vorderhand noch klein. Er produziert nicht grade leicht, nimmt jede Arbeit, fei's fünstlerische, tunstfritische ober wissenschaftliche mit Ernft, fast mit gewichtigem Ernft. Er ist gewissenhaft, nicht ohne Strenge gegen sich selbst, mit einem Zuge ins Trocene. Es ist ein Mensch von displiniertem Gefühl, nicht allzu lebhafter Phantasie, ein Mensch von Gute, Wohlwollen, von Geift, Sumor und Klugheit. Er hat (was den Künst= ler vom Dilettanten unterscheidet!) bis heute noch nichts versucht, was er nicht konnte. Als Epiker durch seine reizvolle "Zürcher Idnlle" bestens eingeführt und empfohlen, tritt er nun vor uns als ein Anfänger in der Dramatik. Soviel zur persönlichen Orien= tierung deshalb, weil die Schweizer Drama= tifer nicht allzu dicht gesät sind, und es mir angebracht erscheint, deutlich auf einen Mann hinzuweisen, von dem noch manches zu erwar= ten steht. Wenn ich nun, nach Lessingschem Rezept, "gelinde und schmeichelnd" mit Robert Jaesi verfahren wollte, so würde das bem jungen Autor gar feinen Spaß machen. Er selbst schreibt und liebt deutliche Kritiken, scharfe Sagbilder, abgewogene Urteile, bei denen etwas herauskommt.

Das Pringip "der offenen Türen", ein Schlagwort der deutschen Politik, das drüben im Reich zum diplomatischen Bankrott ge= führt, wird hier in taufmännischen Berhält= nissen mit demselben negativen Erfolg durch= geführt. Das geschieht in zwei Aften. Merc, ein junger Raufmann, "imponierende Erscheinung" (wie's in ben Seiratsannoncen heißt!), ein Mann von Können, Tattraft, persönlichem Gewicht und Einfluß, hat sich in amerikanischen Großbetrieben den Blid, die Rombinationsgabe und die Faust geholt, aber auch, eitel, hochfliegend und hochmütig wie er ist, die Bescheidenheit und das rechte Maghalten eingebüßt. Er findet in den auf den ersten Blid verblüfften Geschäftstreisen einer europäischen Großstadt offene Türen in geschäftlicher und menschlicher Sinsicht, offene Türen, die er durch sein geschäftliches und menschliches Verhalten sich selbst wieder verriegelt. Das erfte geschieht in dem erften,

das zweite im zweiten Aft. Merd muß am eigenen Leibe die Schluffolgerung aus dem Worte Albas in Goethes "Egmont" erfahren, daß der Kluge, der nicht klug war, klug genug zu sein, töricht handelt, und daß all= zu klug manchmal dumm ift. Obwohl Merck, der sich und seinesgleichen für einen Napos leon der Geschäftswelt hält, früher der Tat und dem Tatmenschentum opferte, ift er nun ein Runftator geworden, der aber mit seinem Zaudern keine Borteile gewinnt. In dem Bestreben, seine Arbeitskraft so teuer als möglich zu verkaufen, hält er vier Großindu= strielle, die diesen bedeutenden Mann für sich gewinnen wollen, so lange hin, spielt sie so lange gegeneinander aus, bis jeder ber vier die Lust verloren hat, weiter mit ihm zu verhandeln. Sie laffen Merd fallen, wie ihn das Mädchen fallen läßt, die reiche Großfaufmannstochter, die in der geschäftlichen Kalkulation Merds eigentlich auch nur eine Zahl bedeutete.

Es verrät fünstlerische Einsicht in die Tragweite eines Motivs, daß Faesi seinen Stoff nicht behnte, sondern in zwei Afte einbaute. Das Motiv ist klein, ware viel= leicht noch dramatisch fürzer, aber dann blutärmer zu erledigen gewesen. Faesi benutte, mit Recht nach meiner Anschauung, die Konversation dort, wo sich konversieren ließ, seiner Sandlung Rundung und Lebensähnlichkeit au schaffen. So wie das Werklein steht, ist von einem Migverhältnis zwischen Hand= lung und Konversation nicht die Rede, wohl aber ließe sich das Unterhaltungsgerank da und dort, besonders am Schlusse, beschneiden. (Der Autor nimmt dreimal einen Anlauf, sein Stud zu schließen, und es entsteht dreimal die Erwartungsvorstellung: jest kommt der Vorhang!) Es wäre ferner festzustellen, daß der eigentliche Geschäftsfall, um den die Romödie sich dreht, über Andeutungen nicht hinaus= fommt. Der Autor begnügt sich mit dem durch die Sandlung geschaffenen menschlichen Interesse und verzichtet auf das Moment des geschäftlichen Interesses. Er gibt damit einen Fattor der äußeren Spannung preis, der die Teilnahme der Zuhörer gewiß verstärkt hatte. Negativ fritisch mare auch jur Lö= jung Stellung zu nehmen. Wir verfteben unter einer Romödie, wenn die Benennung nicht der Allerweltstitel nach französischem Mufter sein soll, ein Drama mit humoristisch umgebogenen Spigen. Mit andern Worten : die Komödie, die (wie in Hauptmanns "Kollege Crampton"!) gradlinig fortgeführt, zum tragischen Ausgang führen könnte, wird durch Mit= tel, die dem Charafter des Selden ent= sprechen, zum heiteren Ausgang geführt. Das wäre bei Faesi durchaus möglich gewesen! Der Autor mählte aber ben ernften Schluß, daß Merd an sich selbst zu zweifeln beginnt. Das ist, nach meiner Ansicht, etwas zu plötlich und vor allem zu furz begründet.

Das Hoffnungsvolle an Faefis Werk beruht nach meinem Dafürhalten in der erstaunlichen Sicherheit der Gestaltungsmittel. Nichts ist in diesem Werte ohne 3wed, Biel und Geschmad. Die Szenenführung ist mühelos und natürlich. Die Charafteristik deutlich und lebens= ähnlich, wenn auch hie und da der Rundung durch größere Mischung der Büge nachge= holfen werden könnte. Mit fünstlerischer Einsicht erscheinen die Kontraste gesetzt. Das Beste aber ist der Dialog. Kraft, Kurzverbundenheit und Fluß. Nirgends eine Tris vialität. Alles ist geistig beschwingt, aus der Situation geboren, interessant, neu und gewandt. Es ist etwas vom Geiste der Konversa= tion Oskar Wildes in diesem Werklein, und die Liebesszene, das schwierigste für den Neuling, ohne eine Spur von konventioneller Mache!

Die Aufführung, unter der Regie Emil Mosers, gehörte zum besten, was das Theater in diesem Jahre bot.

Carl Friedrich Wiegand

Bafler Theater. Schaufpiel. Unfere Schauspielsaison, die nun schon 11/2 Monate dauert, ist bis jett ziemlich ruhig verlaufen. Im ganzen scheint es, daß die Direktion sich die vielen Klagen, die am Ende der letten Saison in unserer Presse laut wurden, etwas zu Herzen genommen hat: Das Repertoire hält sich wenigstens bis jetzt auf einer recht anständigen Söhe. Wir hatten Sebbels "Judith" mit Krl. Biedermann in der Titelrolle, ferner die "Minna von Barnhelm", beides in ganz ausgezeichneter Wiedergabe. Weni= ger gut gelang die Aufführung von Grillparzers zarter Liebestragodie: "Des Meeres und der Liebe Wellen". Die Rolle der Bero schien ihrer Darstellerin nicht recht zu liegen, sie war zu nervös, zu modern, zu wenig ein= fach und ruhig und traf namentlich den Ton klarer, kindlicher Selbstsicherheit nicht, der die Hero des ersten Aftes so wundervoll caratterisiert. Auch die übrigen Darsteller fanden sich nicht recht in die Stimmung ruhevoller, getragener Schönheit, die über diesem Werke liegt, und so ging eben das Beste verloren.

Von modernen Stüden wurde bis jest - außer Sudermanns "Ehre" - nur Ibsens "Nora" gegeben. Auch diese Aufführung befriedigte nicht völlig. Nora ist eben nicht nur das temperamentvolle kapriziöse Kind des ersten Aftes — deffen Darstellung Fräulein Kiessin vorzüglich gelang — sondern auch die starke klardenkende Frau des letten. Der Dichter hat hier eine Entwicklung, die im Leben wohl immer Jahre oder Jahrzehnte dauert, in den Zeitraum von ein paar Tagen ausammengedrängt, und es ist nun die große, schwere Aufgabe der Darstellerin, uns diese Entwicklung glaublich, verständlich und anschaulich zu machen. Frl. Kieffin ift das nun nicht gelungen. Es fehlte ihrer Nora nament= lich in der Schlußszene, der großen Abrech= nung mit dem Gatten, das Schwergewicht, jener unerbittliche, hohe Ernft, der uns un=

mittelbar von der innern Notwendigkeit ihres Tuns überzeugt. Man hatte bei ihrer Darstellung immer das Gefühl: "Es ist nicht so bös gemeint, das Frauchen wird sich erbitten lassen und daheim bleiben". Und sobald wir so das Gefühl seiner innern Notwendigkeit verlieren, erscheint der Schluß der "Rora" als qualende, unnötige Grausamkeit. Außer diesen Werten ernfter Runft bekamen wir noch ein paar harmlose, gut gewählte ältere Romödien zu sehen, die herzlich lachen machten und jedenfalls viel netter sind als der moberne Schund. Bon diesem blieben wir dies Jahr völlig verschont; es ist geradezu auffallend, daß noch keine einzige Novität gegeben wurde. In gewisser Sinsicht - wenn man sich des "Taifun" oder der "Törichten Jungfrau" erinnert — fann man dies gewiß nicht beklagen, im Gegenteil! Aber gibt es denn nichts anderes? Wir sind durch unsern Theaterbrand fünf Jahre im Rückstand; in dieser Zeit wurden doch gewiß Dramen ge= ichrieben, die uns interessieren würden. Ich erinnere nur an die neuern Werke von Wid= mann, Lienhard, Schnigler, Beer-Soffmann und andern seriösen modernen Dramatitern. Es ist ja zweifellos, daß der Kritiker auch gegen Werke dieser Art im einzelnen allerlei einzuwenden hätte; aber sehen möchte man sie doch, schon um einen Eindrud von ber wirklich ernft zu nehmenden dramatischen Produktion unserer Zeit zu erhalten. E. A.

Berner Stadttheater. Schauspiel. Unsere Bühne machte uns in den letzten Wochen mit zwei interessanten Novitäten bekannt, wofür wir ihr herzlichen Dank wissen, um so mehr, als dieses Jahr das Schauspiel wirtslich auf einer Stufe steht, daß man an dem Gebotenen seine Freude haben kann. Wir haben an Herrn Putscher und Herrn Kauer zuverlässige Stützen der Vorstellungen und der Regie und an Fräulein Buchholz und vor allem an Fräulein Ernst Darstellerinnen,



denen man in jeder Rolle gern begegnet. Als erstes Stud lernten wir Ettlingers "Hndra" fennen, eine geistreiche Komödie, eine wikige Satire und auch etwas ernsthafte Geißelung moderner Theaterverhältniffe. Gang so ernst können wir das Drama als solches nicht nehmen, wie es von vielen, auch von der Hndra, dem Publikum selbst genommen wurde. Vergnüglich ist es zweifellos, und feiner verläßt das Theater unbefriedigt. Erst wenn man später den Geist des Studes wieder zitiert, so macht man die Entdedung, daß sich mehr, als für ein ernsthaftes Bühnenstück zulässig ift, verflüchtigt hat. Ettlinger gab uns nicht mehr als einen vergnügten Theaterabend. Das ist allerdings schon sehr viel, und ich glaube auch. Ettlinger ist zu klug. mehr verlangt zu haben. — Das Theater ist ein Geschäft, das mit seiner Kundschaft, dem Publikum, rechnen muß wie jedes andere Geschäft. Diese Erfahrung macht ein junger, Theaterdirektor gewordener Idealist; er bequemt sich den Wünschen der Hydra und läßt seinen Idealismus fahren, um dafür glänzende Geschäfte zu machen. Ettlinger schwingt über diese den Tatsachen entsprechen= den Zustände in unserm heutigen Theaterbetrieb die satirische Geißel, ohne aber da= mit jemandem weh zu tun. Niemand fühlt sich getroffen, so wenig als wenn sich einer über unsere heutige Kleidermode lustig machen würde. Daß Idealismus und Geldgeschäft sich selten freundschaftlich die Sand reichen, ist eine so alte und wahre Tatsache, daß nie= mand sich darüber aufregt, und es soll sich auch niemand darüber aufregen. Dag Ett= linger den Vertreter des Idealismus — lei= der auch den Tatsachen entsprechend - so schlankweg und ohne jeden inneren Konflikt abspringen läßt, bricht seiner Satire für unser fünstlerisches Empfinden die Spite ab. Wir brauchen doch die Welt des Scheins nicht, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß die meisten Menschen tummerliche Dezimalstellen find.

Wir schiden dies voraus, um von vorne= herein dem Stud den Plat juguweisen, der ihm unseres Erachtens zukommt. Und nun tönnen wir, wenn wir das Werk nicht mehr so ernst nehmen, wie es sich doch gern geben möchte, uns herzlich freuen über den schlagenden Wit, der im geschickten Dialog zu Worte fommt, und über alle die luftigen Bosheiten, mit denen nichts verschont wird, über die treffsichere Zeichnung des Milieus, das an sich schon für das Publikum etwas bestrickend Reizvolles hat, über den sprudelnden Geist, der dem Berfasser die Feder führte. Man amufiert sich töstlich, besonders wenn die Wiedergabe so befriedigend ist, wie wir sie mit Genugtuung zu hören und zu sehen bekamen — der Regie sei mit Ausnahme des Schlusses, wo sie versagte, ein besonderes Kränzlein gewunden — und man freut sich ganz besonders, wenn man beim Verlassen des Theaters hört, wie sich ehrsame Bürger darüber aufregen, daß das vielköpfige Ungeheuer die moralische Anstalt zum Geschäft mache unsere Hydra, die zu zwei Dritteilen aus sol= chen Theaterdirektoren besteht, die den jugend= licen Idealismus für einen sättigenden Bureauftuhl dahingegeben haben.

Nachhaltiger und ernsthafter ist die Wirstung der andern Tragisomödie, der "Ratten" von Gerhart Hauptmann. Wir rechnen es unserm Theaterhoch an, daßes uns die Bekanntsschaft dieses Bühnenwerkes vermittelt hat, trotzdem es sich kaum einen großen Kassenserfolg davon versprechen darf. Ist auch das Werk nicht in allen Teilen befriedigend, so beansprucht es doch einen ehrenvollen Platz in der heutigen Produktion als das Werk eines ernsthaften und großen Künstlers. Die Kritik hat allerorts an seinen Ratten unsbarmherzig genagt, das Werk zerpslückt und zerrissen. Mit Recht, denn es bietet den Rattens

zähnen gar manche Blöße dar, mit Unrecht, denn die Löwentage, die das naturalistische Drama geschaffen, ist auch hier deutlich spür= bar, und sind wir an fünstlerisch wertvollen Werken so überreich, daß wir das nicht ganz Zusagende wegwerfen dürften? Ein bedeutender und fünstlerisch wertvoller Mensch aber war hier an der Arbeit, das sollte uns ge= nügen, das Urteil sorgfältig abzuwägen. Wir sehen in den "Ratten" ein ergreifendes fünst= Ierisches Bekenntnis des großen, heute schon in den Sintergrund gerückten Dichters. Tragisch, weil er mit seiner ganzen Kraft an einem Ideale festhält, das nicht mehr das unfre ift. Die Erkenntnis, um die er hier mit ganzer Seele ringt, ist uns längst in Fleisch und Blut übergegangen. Er tämpft um eine Kunstform, die uns längst, und zwar gerade durch ihn selbst, zu einem festen Besit= stand geworden ist, und die schroffe Einseitig= feit und Ausschließlichkeit, die des Kämpfers Recht ist, teilen wir, die wir außerhalb des Kampfes stehen, nicht mehr. Was wir aber vermissen, ist die ethische Kraft, die den früheren Dramen Hauptmanns das Schwer= gewicht verliehen, die geschlossene Bucht, mit der diese zum Ausdruck fam. Die hinterhaus= Milieuschilderung ekelt uns an, bei aller Bewunderung, die wir ihr zollen muffen; der seelische Konflitt der armen gequälten Frauen= seele erschüttert uns, aber er vermag uns nicht zu erwärmen, er erweckt nur Mitleid mit der in engem Rattentäfig gefangenen Areatur. Die Aufführung muß fast rüchalt= los gelobt werden; jeder der Darsteller, mit Ausnahme des Maurerpoliers, den herr Derzbach aus einer ganz andern Bühnenwelt in die Szene hereintrug, murde seiner Aufgabe gerecht; jeder bot sein Bestes, und das war bei Fräulein Ernst als Frau John vorzüglich. Die Aufführung war mit großer Sorgfalt vorbereitet und einstudiert und zählt zu den schönsten, die uns unser Schauspiel

noch geboten hat. Sie zeigte auch, wo die Stärke unsres Schauspielpersonals liegt, wie die Aufführung der "Medea" zeigte, wo sie nicht zu suchen ist. Da ragte als einzige großzügige Leistung hervor die Medea, alles andere war "Theater".

Die französische Gasttruppe Baret amüsierte uns durch ein glänzend gespieltes Sherlock Holmes Kinematographen-Spektakelstück von geradezu aufdringlicher Wertlosigkeit.

Als willfommene Gäste begrüßten wir auch Mary Delward und Marc Henry, die uns einen Abend lang mit ihrer für den Raum fast zu intimen Vortragskunst erfreuten. Besonderen Genuß bereiteten die entzückenden altsranzösischen Volkslieder.

— Oper. Also wir mußten den "Rosen= kavalier" auch haben; das Theater nahm das aufs "Puntenöri", und es darf auch mit berechtigtem Stolz auf das Gelingen der schweren Aufgabe zurüchschauen. Ob dies Sensationswerk Straugens des Schweißes der Edlen wert war, möchten wir so gang leise bezweifeln; aber dankbar ist man doch, daß einem die Möglichkeit geboten wird, das Werk in so befriedigender Wiedergabe fennen zu lernen — nachgereist wäre ich ihm nicht. Der Zufall führte mich zwar vor einem Jahr zu den Erstaufführungen in Dresden, Wien und München; aber dort standen Engel mit gar zu feurigen Sensationspreisen vor den Paradiesespforten. Ich hätte wohl dort das Werk noch mehr seinem eigentlichen Werte nach als Riesenausstattungsstück kennen gelernt, das Auge und das Ohr hätten ein ertled= liches Mehr geschenkt bekommen, der fünst= lerische Genuß wäre wohl eben so zwiespältig gewesen. Ich wäre grad so zweifelnd heim= gegangen, was ich mit diesem Durcheinander musikalischer Kunstformen anfangen sollte. Wäre Strauß nicht der geniale Musiker, als der er sich in allen seinen Werken dokumen= tiert, man würde sich schrecklich langweilen.

Es war aber auch feine leichte Aufgabe, ju diesem Libretto etwas Vernünftiges zu kom= ponieren. Ein paar hübsche poetische Bühnen= bilder, ein paar reizvolle Redewendungen und im übrigen eine unglaubwürdige Poffen= handlung ohne jeden Reiz; nur geschaffen, um dem Auge möglichst viel Abwechslung zu bieten, um großen Aufwand an Rostumen und anderem Drum und Dran anbringen zu fonnen. Nicht umsonst sind die Vorschriften für den Dekorateur, den Regisseur und Schneider die wichtigsten Momente gur Erlaubnis der Aufführung. Man denke sich das Ganze in einfachstem Rahmen sich abspielen, ohne jeden äußeren Aufwand — es würden wenige zwei Afte durch aushalten. Strauß hat die musikalische Illustrierung übernommen und ift dabei ebenso sorglos von einem Stil in den andern gefallen, von der großen Oper in die komische Oper, in die Operette und die opera buffa. Mit einem ungeheuren Auf= wand von Mitteln, mit ganz unverhältnis= mäßigen Anforderungen an Orchester und Sänger, die sich mahnsinnig anstrengen muffen, ohne als Entgelt eine besondere Wirkung zu erzielen. Man fragt sich wirklich, lohnt der Rosenkavalier alle die überanstrengten Stimmen? Wie das bei Strauß selbstverständlich ist, streute er auch wundervolle Partien in die Partitur ein. Uninteressant ist er nie und oft von bezaubernder Klangschönheit. Diese wohltuenden Stellen umschmeicheln einen besonders in den zwei ersten Aften und im Schlugduett, das mit den vorauf= gehenden abstoßenden Bizarrerien aussöhnt. Diese Schönheiten holt man sich aber mehr aus dem Orchester als von der Bühne; die Sänger und Sängerinnen muß man eigent= lich stets bedauern, daß ihnen das Sprechen so ungeheuer schwer gemacht wird, statt daß ihnen Gelegenheit geboten würde, ihre schönen Stimmen im Gesang zu entfalten.

Die Aufführung an unserm Theater ist

allen Lobes wert, und zwar besonders auch ba, wo die Versasser keine zwingenden Vorsschriften machen konnten, wo der Auswand und die Anstrengungen also nicht selstwersständlich sind: in der Qualität der künstelerischen Leistungen. Da konnte man seine ungeschmälerte Freude haben; ein entzückender Rosenkavalier (Frl. Scherer), vorzügliche Sängerinnen als Marschallin (Frl. Lisken), Intrigantin (Frl. Dannenberg), Sophie (Frl. Schell). In Herrn Joslewiz einen prächtigen Baron Ochs und in Herrn Collin einen Kapellmeister, der sich alle anerkennenswerte Mühe gab, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Beste zu bieten.

Leider, aber naturgemäß, mußte vor dieser für unsere Bühnenverhältnisse gewaltigen Aufgabe alles andere in den Hintergrund treten, und so machte auch die zwischenhinein geschobene und etwas übers Knie gebrochene Neueinstudierung der Regimentstochter wenig Freude, trotz guter Gesangsleistungen.

Bloesch

Baster Musikleben. Seit Mitte Oktober schienen sich die Musikschleusen mit einem Male zu öffnen, und dem Konzertbesucher wurde vor der Fülle der Genüsse die Wahl schwer.

In zwei kurz aufeinanderfolgenden Kammermusikabenden war Gelegenheit geboten mit dem Feinsten und Sublimsten unserer Kunst Zwiesprache zu halten. Das Programm des Brüsselprache zu halten. Das Programm des Brüsselprache zu halten. Das Programm des Brüsselfer Streichquartettes gipfelte in einer klangschön-verklärten Wiedergabe Beethovens op. 132 in A-Moll; der Abend der Allgemeinen Musikgesellschaft interessierte durch Hinzuziehung von Solobläsern des Orchesters. Manchem Laien bildet wohl im Sinsoniesfonzert das hinter einem Wald von Streischern versteckte Blasorchester ein schwer zu differenzierendes Kontingent. Um so versdienstlicher ist es deshalb, wenn die Herren der Klarinette, der Hodoe, des Horns und

Fagotts konzertierend vor die Öffentlichkeit treten. Denn konzertierend bleibt der Einsdruck ihres Spiels stets mehr oder weniger, selbst in der Kammermusik, durch die skarke, sich gleichbleibende Besonderheit des Klangs dieser Instrumente. Aufgeführt wurde das Trio in A-Moll (Klarinette, Cello und Klavier) von Joh. Brahms, ein erstaunlich virtuoses Sextett für 2 Hörner und Streichquartett von Beethoven und ein reichlich altsfränkisches, aber reizend gearbeitetes Oktett für Hodoe, Klarinette, Fagott, Horn, Contrabaß, Cello, Bratsche und Bioline des ehemals hier wirksam gewesenen Kapellmeisters August Walter.

Das erste Abonnementskonzert brachte ausschließlich Liszt. Beinahe das Bezauberndste des Abends bot Herr Ferruccio Busoni mit dem Vortrag zweier Legenden seines Mei= sters für Klavier allein. Birtuosenstücke wurde mitleidig gelächelt. Es bleibt zu unter= suchen, ob Virtuosenmusik so ein ganz unnützer Zweig der Produktion ist. Musik ist gewiß vorwiegend Ausdrud von Gedanken und Stimmungen, Inhalt und Form — die Rolle jedoch, die das Material, die Tone selbst, spielt, darf nicht unterschätzt werden, und ein glänzendes, rein sinnliches Spiel mit diesen Tönen und dem Instrument, das fie hervorbringt, bleibt ein Borrecht deffen, der dies Instrument als Meister beherrscht. Es ist das Berdienst Liszts, der Birtuosität so ungeahnte Ziele zu steden, daß die Grenzen verwischt werden, sie über sich selbst hinaus= wächst, und die vollendete Wiedergabe seiner fühnen Tonarabesken zum klanglichen Kunst= werk wird - diesen Eindruck erweckte Busoni in den beiden Legenden. Den Eindruck eines großen Musikers im A-Dur Klavierkonzert, in dem der Klavierpart so genial in das phantastisch bewegte Orchester eingeflochten ist. Lisat ist auch im Orchester Virtuose des Klanges, seine destriptive Tendenz deshalb

erklärlich. Der Mangel einer von innen heraus schaffenden Polyphonie wird in großangelegten Werken, wie der Faustsinfonie, natürlich um so fühlbarer auch im auf die Dauer etwas spröden Orchesterklang, der besonders beim Fortissimo über einen gewissen Tutticharakter nicht herauskommt. Auch hier hängt vieles von der Ausführung ab, die unter Hermann Suter so belebt und beseelt dis ins kleinste wie nur möglich war — seine Begeisterung vermittelte uns bereits im Frühling Lists Ureigenstes, den "Christus" zu weihevollem Eindruck.

Was ein Brahmsabend von Krl. Maria Philippi bedeutet, ist in ihrer Vaterstadt begreiflicherweise in so weite Kreise gedrungen, daß ein überfüllter Saal ihr reichen Beifall spendete. Um Klavier wirkte Berr Chriam, neuerdings Lehrer am hiesigen Konservatorium. Um so kleiner war leider die Schar, die Herrn Cortets Spiel bewunderte - noch selten erklang die zweite Rhapsodie von Liszt mit solch zündender Energie, und wie der geistreiche Franzose Schumanns Karnevalszenen zu feinster rhythmischer Prägnanz aus= deutete, ließ fast ganz gelegentliche tonliche Härten vergessen. Weniger erfreulich waren hingegen die Liedervorträge Olga Veners. Den peinlichen Eindruck eines nicht immer geschmadvollen Dilettantismus verstärfte ein recht hohl klingendes, wenn auch umfang= reiches Organ. Welch arge Versündigung an Beethovens und Schuberts schönsten Gefängen!

Als erster Kapellmeister am Stadttheater macht Herr Gottsried Becker den Eindruck eines klugen Praktikers; sein Wille spornt ein nicht ganz gleichwertig zusammengestelltes Ensemble zur höchst möglichen Leistung an. Insbesondere seine Wagnerinterpretationen sind von wohltuendem frischem Leben erfüllt, und mit allgemeiner Spannung sieht man Wagners "Ring" entgegen. Bis jeht interessierte die Premiere der komischen Oper

"Robins Ende" (Text von M. Morris, Musit von E. Künnecke), die freundlich aufgenommen wurde. Der noch jugendliche Komponist überrascht durch die wirkungssichere Beherrschung des komplizierten Apparates. Auf einen bestimmten oder gar eigenen Stilscheint er sich noch nicht besonnen zu haben, mit ungesuchter Natürlichkeit bewegt er sich auf vertrautem Boden. Besonders anerkenmenswert ist sein Streben nach Solidität, er verzichtet, Gott sei Dank, auf jenen billigen Berismus, der die moderne Opernliteratur gelegentlich verseucht und mit kitschiger Schlagfraft die großen Massen immer wieder blendet.

J. S. Bachs Konzerte für ein, zwei und drei Rlaviere mit Streichorchester werden selten zu Gehör gebracht. Letthin gab's gar vier auf einmal! Wenn sich aber Meister wie Max Reger, Philipp Wolfrum und Hermann Suter vereinigen, so wird in einer Weise Bach musiziert, die wohl ideal genannt wer= den darf. Am meisten Gesang vermag ber unvergleichliche Reger seinem Instrument zu entloden; dem großen Publikum erschien er auch mit Recht der begeistert begrüßte Führer der Beranstaltung, ja, seiner ganzen Persön= lichkeit ist sicher ein guter Teil des Bach= Kultus neuerer Zeit zu verdanken. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese Zurückerobe= rung der Werke des gewaltigen Leipziger Kantors, deren wechselvolle Phasen an und für sich schon ein interessantes Rapitel bilden. nicht nur Modesache, sondern ein allgemeines Gesundheitsbedürfnis ist. —

Im zweiten Abonnementskonzert konnte einem so recht die Bedeutung Beethovens für die Musik aufgehen. Als nach Händel und Gluck die 4. Sinfonie mit ihrer geheimnisvoll verschleierten Einleitung zu herrlich frischem Leben erwachte, schien es, als ob der bisher starre Orchesterkörper seine eigentliche Sprache bekommen hätte. Gewiß, auch in Händels und Glucks Welt können wir

uns völlig versenken, uns in ihr heimisch fühlen — aber bei Beethoven eröffnet sich doch ein ganz anderer Horizont, so, wie wenn wir vom Tale zu Berge schreiten. Händels concerto grosso in G-Moll wurde uns in seiner ganzen volkstümlichen Kraft vorgeführt. über Glucks "Orpheus" (II. Aft) braucht nichts weiter gesagt zu werden, als daß diese klassische Balletmusit im Konzertsaal nicht ihre volle Wirkung ausübt.

Frau Isona Durigo, eine adelige fünstlerische Persönlichkeit, verlieh ihrem Orpheus seltene Ausdrucksgewalt, und überaus hübsch sang Frl. Emmy Rosenmund die Euridice. Ein Abend, der seine unvergestlichen Eindrücke hinterlassen hat.

Rarl Heinrich David

Berner Mufitleben. I. Abonnements = fonzert. Mit einem wundervollen Programm, das er auch mit entsprechender Vollen= dung durchführte, hat Fritz Brun die Reihe ber diesjährigen Konzerte begonnen. Sie stehen unter einem guten Stern diesen Winter, die Abonnementskonzerte der Musikgesell= schaft; alle Plage waren im Sandumdrehen ausverkauft im Abonnement, was den übel= stand zur Folge hat, daß nun Nichtabonnenten kaum mehr einen Plat sich verschaffen können. Es wäre wünschenswert, daß nächsten Winter, wenn, wie zu erwarten ift, der Zudrang sich noch steigert, die Sauptprobe tonzertmäßig am Vorabend statt am selben Nachmittag abgehalten würde. Die erfreuliche Zunahme der Abonnenten ist zu einem großen Teil das Berdienst des Dirigenten, der aus jedem der von ihm geleiteten Konzerte ein musikalisches Ereignis zu machen versteht. Die Abonnementskonzerte stehen im Mittelpunkt des geistigen Interesses in Bern, und das ist eine Tatsache, die man nur freudig begrüßen kann. Dadurch erhalten diese Abende etwas Fest= liches, Freudiges, und es besteht von vornherein eine Wechselwirkung zwischen Schafenden und Genießenden, die nur von gutem fein fann.

Als Solistin war für diesen Abend Frau A. Noordewier = Reddingius aus Amsterdam gewonnen worden. Eine vollen= dete Künstlerin, die nicht darauf ausgeht, mit ihrer schönen Stimme und ihrer Gefangs= funst zu glänzen, sondern diese Mittel als selbstverftändliche Voraussetzungen gebraucht, um der Musik, der Kunft und ihren schönsten Werken zu dienen. Frau Noordewier bringt aber auch alles mit, was gerade zu solchem Werk vonnöten ist. Eine ausgiebige, wunder= voll tragende Stimme von satter Fülle und einschmeichelnder Klangschönheit. In jeder Lage spricht sie mit derselben Leichtigkeit an, gibt sie mit derselben Schmiegsamkeit alles her, was die Künstlerin von ihr verlangt. Die gang außerordentlichen Schwierigkeiten, die Bach in seiner Kantate "Jauchzet Gott in allen Landen" aufhäuft, tamen dem Sorer kaum mehr zum Bewußtsein. Und nicht nur Tonschönheit ist vorhanden, sondern auch eine feinfühlige und großzügige Gestaltungskraft, wie sie eben Bach verlangt. — Am Cembalo faß Frl. Selene Ruhn, und die beglei= tende Trompete blies Hr. Louis Wischel mit erwähnenswerter Güte. Frau Noordewier sang außerdem, von Frl. Ruhn begleitet, drei Schubertlieder, "Die junge Nonne", "Berklärung" und "Du bist die Ruh" mit ebenso vollendeter Runft und Schönheit. Hier bot sie besonders in den Pianostellen Gelegenheit, ihre überlegene Gesangskunst zu zeigen; ein wundervolles Drüberstehen, das erlaubt, alles bis auf das lette und intimste an Wirkung herauszubringen. Möchten wir noch oft Gelegenheit haben, diese Rünstlerin zu hören, denn das wird jedesmal ein Fest= tag sein.

Eingerahmt waren diese Gesangsnummern von Beethoven; zu Beginn die heitere 7. Sinfonie, die schon die Freudentöne der 9. anfündigt, und am Schluß die 2. "Leonoren"= Duvertüre, die der bekannten dritten an dra= matischer Konzentration allerdings nachsteht, aber doch ein öfteres Hören verdient. Mit Freude gab sich Friz Brun der dankbaren Aufgabe hin, die beiden herrlichen Werke so recht bis in alle Feinheiten zur Wirkung zu bringen, mit Hingabe folgte ihm auch sein Orchester. Der zweite und letzte Satz der Sinsonie schien uns besonders genial heraus= gearbeitet, straff in Rhythmus und dynamisch von packender und hinreißender Plastik.

Nach einem solchen Anfang darf man sich auf das Kommende wirklich freuen.

Auf dem Programm der ersten Ram= mermusit = Aufführung stand Beetho= vens Streichquartett op. 59, Nr. 1, und Schuberts sogenanntes "Forellenquintett". Die Zusammensetzung unseres Quartetts hat eine Underung erleiden muffen, indem an das dritte Pult Herr Teuchgraber berufen wurde an Stelle des leider diesen Winter verhin= derten herrn Cousin. Im Quintett wirkte außerdem noch herr Schönwetter (Contrabaß) mit. An den Darbietungen unserer Quar= tettvereinigungen kann man in musikalischer Sinsicht stets seine Freude haben. Berr Ronzertmeister Jahn führt mit feinem musikalischen Verständnis und zuverlässiger Gestaltungs= fraft an. Man lernt die Kammermusikwerke in seiner Interpretation aufs beste fennen, wenn auch dem Genuß durch Mangel sinn= fälliger Tonschönheit Abbruch getan wird. Fräulein Ruhn, die den Klavierpart im Schubert und drei Solostude von Mozart und Brahms beisteuerte, verlieh dem Abend die erwünschte Mannigfaltigkeit. Besonders gefiel uns ihre Wiedergabe der C-Moll Phantasie von Mozart.

Ein Gegenstück zu Frau Noordewier lernsten wir im ersten Extrakonzert in Frau Ilona Durigo kennen, die die Erfolge der letzten Winter rasch zu einer Berühmtheit

gemacht haben. Und mit Recht. Ihre wundervolle Stimme von edlem dunklem Metall= flang ist in einer glänzenden Beise der Rünstlerin untertan; in dieser Leichtigkeit der Ansprache, der zuverlässigen Reinheit der Tongebung, der spielenden Beherrschung aller Tonlagen können wohl wenige mit ihr wett= eifern. Dies macht sie auch zu einer außer= gewöhnlichen Roloraturfängerin, was in der hinreißenden Wirfung der Titusarie "Parto, Parto" von Mozart besonders zum Ausdruck tam. Wir glauben auch, daß Frau Durigo auf der Bühne einer glänzenden Bufunft entgegengehen würde; ihr Temperament, ihre gange Erscheinung, und ihre Gesangstunft brängen unseres Erachtens dorthin. Damit soll aber keineswegs angedeutet sein, daß sie im Konzertsaal nicht an ihrem Plate sei. Ihr Vortrag der Lieder von Schumann und Brahms zeigte sie vielmehr als hervorragende Konzertsängerin und brachte ihr reichen, war= men Beifall. Dantbar waren wir auch, daß sie, auf leichte sichere Wirkung verzichtend. uns weniger dankbare, fast gänglich unbefannte Lieder sang, bei denen gerade eine erstflassige Wiedergabe von erster Bedeutung ist. Das Orchester spielte unter Frig Bruns Taktstock die Manfred=Ouvertüre von Schu= mann und die vierte Symphonie von Brahms. Gerade diese Symphonie gehört zu der schwer= ften Musik, und da war die Bewunderung um so größer, wie es Brun verstand, flar und durchsichtig zu gestalten, eine Plastif und Beseelung in die vier Sate zu bringen, die über alle Schwierigkeiten weghoben und das Werk in seiner ganzen imposanten Größe zur vollen Geltung brachten. In solchen Aufgaben zeigt sich unser Dirigent stets in seiner überragenden Bedeutung. Man muß nur staunen, wie er auch aus solchen Werken, die man zu kennen glaubt, schon in vollendeter Wiedergabe gehört hat, immer noch neue ungeahnte Schönheiten herauszuholen

weiß und überzeugend zur Wirkung bringt. Da möchte man ihm jeweilen eines der ganz großen Orchester zur Verfügung wünschen.

Bon andern Konzertveranstaltungen möchten wir noch die populären Kammermusikabende erwähnen, die Frau Adele Bloesch diesen Winter veranstaltet und die eine über Erwarten freundliche Aufnahme fanden und einem wirklichen Bedürfnis entgegenzukommen scheinen — und das Konzert von E. Risler, der sich in Bern für seine Klaviersabende eine große eigene und stets überaus dankbare Gemeinde geschaffen hat. Seine Abende bilden auch stets ein wirkliches Erslednis.

English oder Italienish? Der Rüdsgang der alten Sprachen im Schulunterricht ist vorwiegend durch das Vordringen der lebenden Sprachen bedingt. In Deutschland wie auch anderwärts kämpst das Französsische mit dem Englischen. Bei uns in der Schweiz ist das Französsische selbstverständlich, aber das Englische ringt mit dem Italienischen um den Vorrang. So z. B. in der eidgenössischen Maturität, in den Lehrprogrammen unserer Industrieschulen, höheren Handelsschulen und sogar auf dem Chymnasium und der Hochschule, wie überhaupt überall, wo es eine "dritte Sprache" zu ersernen oder zu verwensden gilt.

Dabei erhält das Englische meist den Borrang, teils mit der falsche Tatsachen vorspiegelnden banausischen Begründung, es habe eine reichere Literatur und größere Geschichte, teils mit der einzig wahren Motivierung, es sei nütslicher und brauchbarer. Das gegen läßt sich nichts einwenden. Das Italiesische ist ihm gegenüber ein Luxus. Und doch soll es darum noch nicht ohne weiteres die Flagge streichen. Ist es doch schon so weit gekommen, daß an Bundesbahnhösen sich deutsch streichen aber vergessen wird.

Das ist nun freilich mehr als eine Huldigung an die Tit. Fremden von jenseits des Kanals, denn als eine Verbeugung vor Shakespeare aufzusassen. Wie dem nun sei, vergessen wir nicht, daß das Italienische unsere dritte Landessprache ist und von 150,000 Schweizern und ebensoviel Italienern auf Schweizerboden als Muttersprache gesprochen wird, daß es serner bei uns in rapider Zunahme begriffen ist (die Deutschsprechenden haben sich in zehn Jahren um 287,000, die Französischsprechenden um 66,000, die Italienischsprechenden um 80,000 vermehrt) und bis jest stark zurückgesest worden ist.

So scheint es uns angemessen, das Eng= lische in den Industrie= und Sandelsschulen, das Italienische in den Cymnasien als dritte Sprache zu bevorzugen. Vor allem in der eidgenössischen Maturität sollte das Italienische viel häufiger als das Englische als Prüfungsgegenstand erscheinen, da es den jungen Arzten, nicht zwar für ihr Fortkom= men, wohl aber für ihre wissenschaftliche Ausbildung bedeutend wertvoller wäre. Zu= mal die Welschschweizer sollten sich der Schwestersprache mehr annehmen und nicht in Genf und Lausanne englische Hochschulvorlesungen und Lehrstühle einrichten, während das Italienische 100 km von Italiens Grenze als Aschenbrödel behandelt wird. Man behandle beide Sprachen auch bei uns mehr als das was sie sind: Englisch, die bequemere Sprache des Handels und Verkehrs; Italienisch, das Idiom der Kunft, Literatur, Musik und des feinen Umgangs. E. P.-L.

Mag Buri erlebt im Genfer Athenäum einen wahren Triumph. Die Kunstfreunde strömen in Menge herbei, und manch einer bittet es den Bernern im stillen ab, daß er sich durch das Gerede eines Giron über Hodler, Trachsel, Amiet und ihren Kreis hat beirren lassen. Es würde gerade jest von Nuten sein, diese Ausstellung auch nach Bern, Basel, Zürich und am Ende gar nach Auzern zu bekommen, um den Lesern von Dr. Joh. Winklers Streitschrift die Augen aufzutun. Auch Buri war in jener Schrift verunglimpst. Steise Geberden, und wunderbar geschicktes Lavieren nach der Modeströmung, wurden ihm in einem Atem nachgesagt. Dieses Nebeneinander richtet dem Kunstverständnis dessen der es behauptet, ein wunderliches Denkmal auf.

Wenn es je einen aus quellender Le= bensfülle und Einheit der Anschauung herausmalenden Künstler gab, so ist es Buri. Selbstverständlich hat auch er einen langen Aufstieg hinter sich, und weil er auf Stärke und mit der Leiblichkeit der dargestellten Bauersleute harmonierende Ganzheit der Geberden sah, mag sein Streben ihn da und dort der Ungelenkheit nahegebracht haben. Bielleicht ist sogar heute diese aus dem Dienst der Wahrheit erwachsende Gefahr noch nicht endgültig ausgeschaltet: Die Bernerin im Sonntagsstaat auf der Ruhebank beim Rosenstrauch scheint an Stirn und Arm aus Holz geschnitt. Aber welche gesunde und im Not= fall selbst gelenke Kraft stedt doch in ihr! Wie prachtvoll muß sie werden, wenn sie aufsteht! Und wie groß und klar, wie luftig und durchsonnt ist das Bild als Ganzes und in jedem Teil! Buri hat die Gabe, seine Berner und Bernerinnen als den eigentlich den Alpen angemessenen Bolksichlag erschei= nen zu lassen.

Seine Zeichnung macht den Eindruck, als weite er die da und dort verbognen, unszulänglichen, ungereiften Formen nach einem Kanon aus. Den bezieht er weder aus Rom noch Griechenland, weder aus Japan noch Paris. Am ehesten mag Hodler ihm Borbild geworden sein. Eine Zeitlang nur. Denn Buri hat andere Pläne mit seiner Kunst. Ihm ist sie, so grandios er zeichnet und das

Zeichnerische als Grundlage betrachtet, mehr vom Farbigen aus wichtig.

In den geschaffnen großen Räumen lebt er sich in der Tat voll aus. Seine Malweise hat im Auftrag etwas Unmodisches, Ebenes, Dünnes. Er ist kein Impressionist im Sinne eines Amiet. Er modelt an den charakteristischen Dingen sorgfältig herum.

Die lachendsten Farben sind sein Eigentum. Blau des Sees, Goldgelb des Weins, aber mehr und mehr auch nasses, ordentlich plätscherndes, strömendes Grün. Zwischenhinein funkeln und schimmern Seltenheiten. Rot von neuen Dächern. Reinstes Weiß von Sommernebeln. Und diesmal ein zartes Biolett in schleierseinem Stoff: Eine Mutter trägt dieses Gewand, die sich mit ihrem Kind im Freien ergeht. Über alle Landschaften, Stilleben, Bildnisse seuchtet dieses Werk hinaus. Im Hintergrund stark modelliertes Bergland voll Busch und Bäumen, näher ein sestliches Stahlblau des Sees in der Tiese, vorn
der Gartenhag mit wuchernden Kapuzinern:
alles groß geschaut, daß man kaum begreist,
wie man eins nach dem andern anschauen
kann. Und darin diese stolze und zugleich so
milde menschliche Gestalt, die langsam und
sichtlich ihres Mutteramtes froh hinwandelt.
Wie sie als Höchstes alle Teile des Bildes
und alle Kunst des Meisters bindet! Es ist
ein übermächtiges Gebilde. In der Schweizerkunst kommt Amiets "Hoffnung" nah heran,
und ein ähnliches Gemälde ganz andern Stiles
von Hodler im Zürcher Kunsthaus und in
Aarau die "Muse des Anakreon".

Von jett an darf man Buris neuen Schöpfungen mit demselben Zutrauen und Maßstab entgegensehen wie denen Hodlers. Denn jett ist er sein eigener Meister.

Dr. J. Widmer

Literaturund Kunst des Huslandes

Berliner Theater. Von Jahr zu Jahr ift unser Theater immer tiefer gesunken, und nun sind wir in einer Tiefe angelangt, die faum noch übertroffen werden fann. Die Ope= rette beherricht die Bühnen Berlins, verschlingt in jedem Jahre eine neue, und Fall und Lehar regieren das Theaterleben. Die Operette in allen Ehren! Die "Fledermaus" ist ein größeres Kunstwerk als die meisten Opern, die in den letten Jahren über unsere Bühnen gegangen sind. Aber nicht Johann Strauß oder Offenbach herrichen, sondern diese sentimentalen, banalen Musiker von der schönen blauen Donau, die auf schlechte Li= brettis noch schlechtere Noten setzen. Was hat das alles in lettem Sinne mit Kunst zu tun?

Das Ereignis ist: Brahm geht! Mit ihm scheidet die liebenswerteste Persönlichkeit aus unserm ganzen Theaterleben. Man munkelte seit einigen Jahren, daß er amtsmüde, daß ihm der Direktionssessel des Lessing-Theaters zu unbequem geworden sei. Was haben wir nicht alles ihm zu danken! Als junger Doktor der Germanistik, als bewußter Schüler Scherers und Freund Erich Schmidts ichrieb er seine Kleistbiographie, das beste Buch, das wir iiber den Dichter besitzen, und die beiden ersten Bändeseines Werkes über Schiller. In den Jah= ren des modernen Sturms und Drangs stand er an der Spite der "Freien Buhne" und verhalf Ibsen und Gerhart Hauptmann auf die Bretter, die die Welt bedeuten. 1894 über-